

Metallarbeiter- Jugend

Wochenblatt des
Deutschen Metall-
arbeiter-Verbandes

Für alle Jugendlichen
und Lehrlinge der
Metallindustrie

mit der Monatsbeilage „Technische Lehrbriefe“

Nummer 44

Berlin, den 29. Oktober 1932

13. Jahrgang

Erscheint wöchentlich am Sonnabend · Bezugspreis vierteljährlich 1.50 RM · Einzelnummer 15 Pf. — nur gegen Voreinsendung des Betrages · Eingetragen in der Reichspostzeitungsliste

Verantwortliche Schriftleitung: Paul Haase, Berlin
Schriftleitung und Versandstelle: Berlin SW 68, Alte
Jakobstraße 148-155 · Fernsprecher A 7 Dönhoff 6750-6753

Werben!

Kollege,
einmal Werber sein!
Einmal etwas vollbringen,
um einen Menschen ringen!
Mit der ganzen Kraft deiner innersten Überzeugung
ihn entreißen der Lauheit
und
Müdigkeit!

Einmal zur rechten Zeit
das rechte Wort sagen!
Einmal die Idee
von Mensch zu Mensch tragen!
Einmal heraus aus den Reihen der Masse treten,
einen Einzelgang zu bestehen
und siegreich daraus hervorzugehen!
Allein Mut, Wille und Weg finden, alleini!
Kollege,

einmal Werber sein!

Tut ein Wirker

Gewerkschafts - Jugend wirbt!

Gewerkschaftsjugend! An die Front! Wir werben trotz Krise, trotz Arbeitslosigkeit, trotz Miesmacherei und Verzweiflung, trotz Nörgelei und Hetze. Wir werben, weil wir wissen: Einigkeit verleiht Stärke, Einmütigkeit gibt neuen Antrieb für gewerkschaftliche Arbeit, Zusammenstehen in der Organisation erhöht die Widerstandskraft gegen Reaktion und Maulheldentum. Die gewerkschaftlich organisierte Jugend wirbt unter dem unorganisierten Jungvolk. Sie ruft allen gewerkschaftlich organisierten Arbeitern und Arbeiterinnen zu: Helft beim Werben! Organisiert Lehrlinge und jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen. Schickt sie in die Jugendabteilungen der Gewerkschaftsjugend!

Die Werbearbeit wird durchgeführt durch Hausagitation unter Verwendung von Flugblättern im November nach der Reichstagswahl. Ausstellungen und werbende Veranstaltungen der Gewerkschaftsjugend während dieser Zeit werden Einblick in das Wirken gewerkschaftlich organisierten Jungvolks für Eltern und Jugendliche geben. Zur Durchführung dieser Werbearbeit werden Helfer gebraucht. Wer sich zur Verfügung stellen kann, melde sich in den Ortsausschüssen. Sie werden durch das Jugendkartell in Verbindung mit den Jugendabteilungen der Berufsverbände die Maßnahmen für das Werben in die Wege leiten.

Außer der direkten Mitarbeit beim Werben bedarf es noch einer selbstverständlichen, stillen Werbetätigkeit im Betrieb, auf der Stempelstelle, im Bekanntenkreise und daheim. Still und selbstverständlich ist diese Art der

Werbung genannt, denn sie wird nicht vollbracht mit großen Reden. Ihr Erfolg hängt ab vom Menschen, der Werber ist. Ein Gewerkschafter von echtem Schrot und Korn findet gegenüber dem Jungvolk das rechte Wort, das Zutrauen auslöst zu ihm und zur Gewerkschaft, die er vertritt. Nicht mit Versprechungen und Redensarten darf geworben werden, nicht mit starken Worten, die den Anschein großer Macht erwecken, auch nicht mit Verdrehungen und Schlagworten. Gewerkschafter sind aufrecht und gerade wie ihr Wollen. Sie können und müssen auf „krumme“ Wege verzichten. Und mit Aufrichtigkeit und Innerlichkeit für die Bewegung gewonnene junge Arbeiter und Arbeiterinnen werden echte Mitkämpfer für die gewerkschaftlichen Organisationen und für den Sozialismus.

Wir brauchen viele Mitsreiter!

Die Wahl der Jugend

Immer weiter rückt die deutsche Jugend im politischen Kampfe vor. Die Jungen reifen heran. Die Wahlen werden zu Wahlen der Jugend!

Die Jugend muß sich in der heutigen Zeit mit den politischen Fragen der Gegenwart beschäftigen, weil gerade sie die unsicherste soziale Stellung einnimmt. Sie wird im politischen Kampf und besonders bei den Reichstagswahlen zu einem ungeheuren politischen Machtfaktor.

Es ist daher verständlich, daß die politischen Parteien ihre Werbung vornehmlich an die Jugend richten. Die Jugend ist unzufrieden. Krisenzeiten wählen den jungen Menschen auf. Die Zahl der Jugendlichen wird immer größer, die noch nie in ihrem Leben in Arbeit gestanden oder sich einem Beruf widmen konnten. Aus diesen unhaltbaren Zuständen heraus erklärt sich die politische Einstellung der Jugend, die in ihrem politischen Denken einen deutlichen Ausdruck findet. Die Haltung der Jugend im politischen Kampf entspringt ihrem persönlichen Schicksal und ballt sich zu einer großen Not der Jugend zusammen!

Die herrschenden Machthaber und die Nazi-Partei versuchen die Ursache der Krise, unter der die Jugend so stark leidet, dem gegenwärtigen Staatssystem zuzuschreiben, um die Jugend gegen die Republik und Demokratie aufzubringen. Sie und ihre Hintermänner richten ihren Kampf gegen die Demokratie, die ihre unumschränkte Herrschaft nicht mehr zuläßt. In einem demokratischen Staat kann die freie Meinung und Kritik dem kapitalistischen Wirtschaftssystem durch die Aufklärung des Volkes über die wahren Ursachen ihrer drückenden Not schaden. Das ist bereits schon so weit geschehen, daß sich die Öffentlichkeit gegen den Kapitalismus wendet. Je mehr diese Erkenntnis in der Arbeiterklasse durchdringt, desto gefährlicher wird es für die kapitalistische Wirtschaft.

Das veraltete kapitalistische Wirtschaftssystem macht den jungen, werdenden demokratischen Staat für ihre Krise verantwortlich. Überall in ihrer Presse, in Versammlungen, Verbänden und Organisationen wird versucht, das Bekenntnis zum neuen Staat und zu unserer Zeit zu unterwühlen. Die Jugend verfällt am schnellsten verführerischen Ideen und übernimmt gern verbrecherische Kampfpapieren. Die Jugend soll von der Seite des Volkes abgedrängt und in den Dienst der Reaktion gestellt werden. Ein gefährlicher Feind des Kapitalismus, nämlich die Jugend, wird auf diese Weise der Verbündete

seines eigentlichen Gegners. „Auf dieser Stufe“, sagt Karl Marx, „bekämpfen die Proletarier also nicht ihre Feinde, sondern die Feinde ihrer Feinde.“ Wir verstehen nun, warum die herrschende Klasse die heutige Jugend politisch in die Irre führt. Mit diesen Parolen wird ein Teil der proletarischen Jugend vom wirklich befriedenden Kampf in den Reihen des Proletariats abgelenkt. So kann der Kapitalismus seine politische Macht in der Demokratie erhalten und seine Stellung verteidigen.

Diese Jugend aber, die sich im politischen Kampf gegen die Demokratie und gegen die Arbeiterbewegung richtet, wird sich für seine eigenen Unterdrücker einsetzen. Die Reaktion nährt und verjüngt sich durch die mangelnde politische Schulung der neuen Jugend. Man läßt sie Krakeelen, aber nichts lernen. Sie schleppt nur ihr jugendliches Temperament in den Kampf; aber das bewußt geistige Ziel fehlt ihr. Solche Jugend erfüllt die hohl und leer gewordenen Ideen des Alten und Vergehenden. Der nochmalige künstliche Auftrieb einer untergehenden Gesellschaftsordnung wäre ihre einzige politische Tat.

Die sozialistische Jugend, die Jugend des Proletariats, bekennt sich zu unserer Zeit und ringt aus der geschichtlichen Erkenntnis der notwendigen Umgestaltung des Staates in einen wirklich demokratischen Staat. Denn in ihm sitzen noch seine Feinde, die gegen das Volk zu regieren suchen. Die Jugend bahnt Wege für eine neue bessere Zeit. Sie ist revolutionär, weil sie das Alte, Überlebte ablehnt und Neues schaffen will. Sie überwindet die Schlingen des bürgerlichen Denkens und befreit sich aus geistiger Knechtschaft.

Sie redet nicht mit doppeldeutigen Worten zur neuen Jugend, wie es die Nationalsozialisten tun. Mit gestohlenen Worten und Gedanken aus unserer Weltanschauung des Sozialismus, sind sie bei der deutschen Jugend hausieren gegangen und haben ihre Sehnsucht nach Freiheit aus Not und Elend eingefangen. Aber unter dem Mantel ihres „neuen Deutschland“ grinst das Skelett der alten Herrschicht hervor.

Die Jugend, die immer mehr in dem Kampf um Deutschlands Zukunft eingreifen wird, muß sich mit glühenden Herzen auf die Seite des Volkes stellen, das um seine Lebensrechte kämpft. Die Not der Jugend ist die Not des ganzen Proletariats. Gemeinsam müssen sie in einer Front den Weg freimachen für eine bessere Zukunft. Wir rufen sie auf für den Kampf um den Sozialismus!

Die Jugend kämpft für die Freiheit, wenn sie gegen ihre Unterdrücker kämpft!

F. Föll

Parole: Wahrheit erwecke!

Deutschlands Arbeitervolk leidet furchtbare Not. Ebenso groß ist die Not, die die Wahrheit im politischen Kampfe erleidet. Im Kampf gegen die Gewerkschaften und ihre politische Sachwalterin, die Sozialdemokratie, ist die Lüge die gebräuchlichste Waffe geworden. Die KPD erbrachte den klassischen Beweis, wie unendlich viel Unwahrheit dem Proleten geboten werden

kann. Hitler begriff diese Lehre und steigerte sie zu einem System. Er staunte, wie wenig eigentlich den Marxgegnern bekannt ist, daß die Massen beschwindelt werden müßten, um Erfolge zu haben. Es läßt sich nicht bestreiten, daß Hitler mit dem von der KPD übernommenen Lügensystem Erfolge erzielte. Seitdem benutzt die politische, soziale und religiöse Reaktion die Lüge ebenfalls äußerst meisterhaft. Und das ist das Betrüblichste unserer Zeit, je massiver und grobschlächtiger eine Lüge ist, um so leichter findet sie Gläubige.

Über den Marxismus ist Phantastisches zusammengeschwindelt worden. Für den Arbeiteranhang stellen die Nazis ihn so dar: der Marxismus hat den Industriearbeitern an Stelle einer für den Daseinskampf geeigneten und der Würde der Menschheit entsprechenden Weltanschauung eine satte Glückseligkeitsmoral gegeben. Diese hat den Arbeiter national unwürdig gemacht und jede Aussicht für den Sozialismus gestört. Für die besitzende Klasse halten sie eine andere Lesart bereit: in dreizehnjähriger Mißwirtschaft hat der Marxismus Produktion, Handel, Volks- und Weltwirtschaft völlig zerstört. Am Niedergange der Wirtschaft und am Volkselend sind die Gewerkschaften und die Sozialdemokraten schuld; denn sie haben durch ihre marxistischen Ideen die Arbeiter unzufrieden und begehrlieh gemacht. Aus KPD-Munde formt sich die Synthese, und damit wird der Gipfel der Unwahrheit erklimmen: die Gewerkschaften und Sozialdemokratie haben den Marxismus verraten. Sie haben den kapitalistischen Staat nicht mit Waffengewalt zertrümmert, sondern den todkranken Kapitalismus wieder zum Leben erweckt. Aus den Trümmern der kapitalistischen Gesellschaft hätte — wie Phöbus aus der Asche — der sozialistische Staat aufsteigen müssen. Der Lehrsatz von Marx: „Auf den Fundamenten des Kapitalismus und einer vollkommenen Produktion den Sozialismus aufzubauen“, der auch in Sowjetrußland zur Anwendung kommt, wird im Konkurrenzkampf gegen die Gewerkschaften und die Sozialdemokratie geflissentlich außer acht gelassen. Das ist notwendig, um den Arbeitern vorlügen zu können, daß die marxverfeindlichen Gewerkschaften den großen revolutionären Massenwillen gelähmt und die Arbeiter um Reichtum und Zufriedenheit betrogen hätten.

Soviel Wirrsal um die einfache Wahrheit, daß der Marxismus die Massenbewegung ist, die der Arbeiterklasse in der Gegenwart bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen, ein freies Arbeitsrecht und vollkommenen Arbeiterschutz erringen will. Darüber hinaus aber große Ideale, Menschheits- und Kulturziele aufstellt, die einmal im Reich der Gerechtigkeit, Freiheit und Wahrheit, im Sozialismus, ihre Erfüllung finden werden. Für dieses Ziel müssen die Arbeiter als organisierte Klasse kämpfen.

Die Wahrheit kommt zum Durchbruch. Wir rufen alle, die den für gesittete Menschen selbstverständlichen Grundsatz zur Richtschnur ihres Handelns wählen, daß Wahrheit, Recht und Sitte als die Grundlage ihres Betragens untereinander und gegeneinander Gültigkeit haben: Für diesen Marxismus kämpft die Sozialdemokratie! Darum geben wir am 6. November unsere Stimme Liste 2 unter der Parole:

Wahrheit erwecke!

Das Märchen vom Zufall

„Bei einer Berliner Bank erschien ein zerlumpter Arbeitsloser, der einen Scheck über hunderttausend Dollar vorzeigte . . .“

Ehe I. F. Smith, Direktor des nordamerikanischen Baumwolltrusts, vor etwa drei Jahren starb, ließ er knapp vor seinem Tode noch einmal den Notar holen. Er atmete bereits schwer und das Reden fiel ihm sehr zur Last.

„Ich hatte da“, sagte er zum Vollstrecker seines letzten Willens, „in meiner Jugend eine merkwürdige Geschichte mit einem Hut. Kurz gesagt, ich fand einen Hut, eines Morgens, als ich von der Arbeit kam. Ich war damals Geschirrwäscher in einem Hotel und mußte oft bis in die frühen Morgenstunden arbeiten. Warten Sie . . . ich glaube, es wird vierzig Jahre her sein. Ich kam also nachts heim und fand diesen Hut in Chicago auf der Straße. Ich brauchte gerade einen Hut. Er war nicht sehr schön, aber ich war nicht wählerisch zu jener Zeit. Nachdem ich den Hut ein Jahr lang getragen hatte, fiel mir eines Tages auf, daß etwas mit dieser Kopfbedeckung nicht stimmte. Ich sah mir ihn näher an. Wie alle langgetragenen Hüte, drang der Schweiß allmählich nach außen durch und bildete einen dunklen Rand um den Kopf. Dieser Rand war bei meinem Hut durch eine helle Stelle unterbrochen. So, sehen Sie.“ Der Kranke hob den mageren Arm und beschrieb einen Kreis um den Kopf des Notars. „Ich trennte das Futter auf und fand eine zusammengefaltete Hundertdollarnote darin. Dafür kaufte ich mir Kämme, Rasiermesser, Streichhölzer und Patentdruckknöpfe.

Ich wurde fliegender Händler. Hier begann meine Laufbahn. Mit Hilfe des Zufalls, wie Sie begreifen werden.“

Dies sagte I. F. Smith zum Notar, und dann erteilte er ihm seinen letzten Auftrag, der in das vorher abgeschlossene Testament noch eingefügt wurde. Der Notar schüttelte bedenklich den Kopf. Denn in diesem letzten Abschnitt seines Testaments bestellte I. F. Smith den Zufall zu seinem Testamentsvollstrecker. Dann ließ er den Kopf sinken und starb. Er hatte keine Erben. Ein Teil seines Vermögens fiel wohltätigen Institutionen zu.

* * *

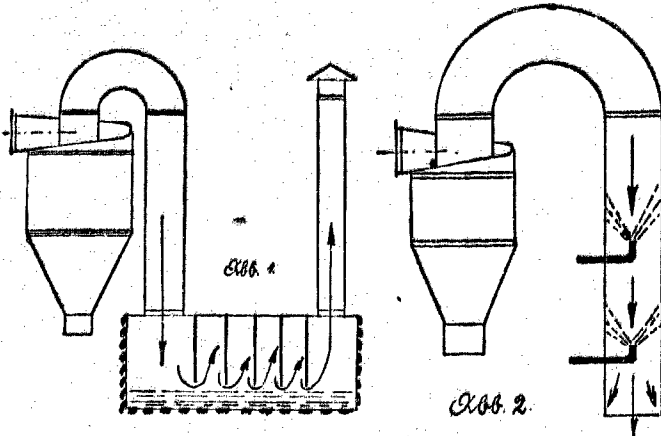
Eines Morgens saß der Zufall hoch oben auf einem Wolkenkratzer mitten in der großen Stadt New York und starrte hinunter in das Gewühl aus Stein, Menschenleibern und Maschinen. Sein Blick fiel mitten auf den Lincoln-Platz.

Und siehe da, mitten auf dem Platz lag ein Hut. Menschen hasteten an ihm vorbei, einmal streifte ihn das Rad eines Autos. Der Stiefel eines Mannes hinterließ einen schwarzen Fleck in seinem grauen Rand — niemand beachtete ihn. Später hob ihn ein Bäckerjunge auf und nahm ihn mit sich fort. „Es ist nicht der Richtige!“ schrie der Zufall hoch über den Dächern von New York, aber niemand achtete auf ihn. Der Junge verkaufte den Hut einem Beamten. Die Frau des Beamten bürstete ihn ab und der Beamte trug ihn acht Wochen lang. Dann gefiel er ihm nicht mehr. Er schenkte ihn seinem Schwager. Der Schwager war hoch hinaus, der Hut war ihm zu schlecht. Er schenkte ihn also seinem kleinen Sohn zum Spielen. Der Knabe zerzte das Band vom Hut und machte sich eine Krawatte daraus. Der Hut kam auf den Dachboden. Hier lag er sechs lange Monate und verstaubte vollkommen. Ein Trödler erwarb ihn

Gegen den schädlichen Industriestaub

Eine der größten Gefahrenquelle für die Gesundheit des industriellen Arbeiters ist die bei der Bearbeitung sich bildende Staubmenge. Praktische Versuche, unterstützt durch theoretische Berechnungen gaben die Unterlage zur Herstellung lufttechnischer Anlagen, deren Endziel war, die Staubmengen innerhalb der Fabrikationswerkstätten zu erfassen und in einem Staubabscheider, einem sogenannten Zyklon niederzuschlagen. Es zeigte sich indessen, daß viele Arbeitsstoffe bei der Bearbeitung einen derart feinen Staub entwickeln, er sich innerhalb des Zyklons nicht absondert, sondern der Aufwärtsbewegung der entspannten Luft folgt und aus der Abluftöffnung des Staubabscheiders wieder entweicht. Deshalb mußten die üblichen Absaugungsanlagen verbessert und durch Zusatzeinrichtungen ergänzt werden, die es gestatten, selbst den feinsten Staub vollständig zur Abscheidung zu bringen.

Das in der Abb. 1 dargestellte System zeigt die Staubabscheidung mittels einer Wassergrube. Das Abluftrohr des Zyklons führt in eine zum Teil gefüllte Wassergrube. Innerhalb der Grube sind eine Anzahl Trennwände eingebaut, die einige Zentimeter vom Wasserspiegel entfernt enden. Das eintretende Staubluftgemisch wird in dieser Grube durch die



Trennwände fortwährend zu Richtungsänderungen gezwungen. Es tritt durch das Abluftrohr in die Kammer, prallt an der ersten Wand an, wird durch den nachströmenden Druck zur nächsten Kammer gedrückt und so fort bis zum Ende der Grube, wo es durch eine Öffnung entweicht. Durch das fortwährende Anprallen scheiden sich zunächst die Staubkörner grob aus, gleichzeitig wird eine Geschwindigkeitsverringering herbeigeführt, die wiederum der Staubabscheidung dient. Die abgeschiedenen Staubteilchen fallen nach unten ins Wasser, aus denen der Schlamm zeitweise entfernt werden muß.

An Stelle der wassergefüllten Grube wird in manchen Fällen die Staubbekämpfung durch Anspritzen der Staubteilchen

herbeigeführt. Dieses Verfahren kann selbstverständlich nur dort zur Anwendung kommen, wo genügend Wasser bei entsprechendem Druck zur Verfügung steht. Die Arbeitsweise geht aus der Abb. 2 hervor. In dem nach unten führenden Abluftrohr sind eine Anzahl Wasserspritzdüsen eingebaut, die den Wassernebel dem Luftstrom entgegenschicken. Durch die innige Vermischung mit den feinerstäubten Wasserteilchen werden die Staubteilchen gebunden und zu einer schlammartigen Masse verwandelt, die, weil schwerer als Luft, nicht mehr mit Hochwirbeln kann. Durch Einbau einer mehr oder minder großen Zahl Düsen kann der Reinheitsgrad der ausströmenden Luft beliebig geregelt werden.

Beachtenswert ist auch die Staubbekämpfungs-Konstruktion nach Abb. 3. Ein wasserdichtes rundes Gehäuse wird in die

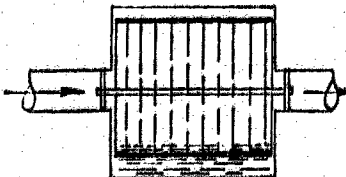


Abb. 3.

Abluftleitung eingeschaltet. Durch irgendeinen Antrieb wird eine sich im Gehäuse drehbar angeordnete Siebtrommel zur langsamen Rotation gebracht. Im unteren Teile des Gehäuses befindet sich ein Wasserbad, in das die Siebtrommel taucht. Die Maschen des Siebes nehmen Wassertropfen mit hoch.

Diese fallen, dem Schwergewicht folgend, quer durch die Trommel wieder nach unten, bilden im Hohlraum einen Wassernebel und zwingen den durchströmenden Staub, sich im Wasserbad abzulagern.

Die geschilderten Einrichtungen sind in hohem Maße geeignet, die Bekämpfung des Industriestaubes durchzuführen. Ohne Schwierigkeiten lassen sich diese Zusatzeinrichtungen an vorhandenen Anlagen zu ihrer Verbesserung anbringen.

Th. Kaminski

Musik auf Papier

So sehr die Schallplatte in heutiger Zeit auf der Höhe ist und so viele Vorteile sie auch anderen mechanischen Musikinstrumenten gegenüber haben mag, so besitzt sie doch mehrere, nicht zu unterschätzende Nachteile: Die Zerbrechlichkeit, den durch das Rohmaterial bedingten ziemlich hohen Preis, die begrenzte Spieldauer. Es erregt deshalb gewiß überall Aufsehen, daß, wie die Zeitschrift „Technik für Alle“ (Franck'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart [Dieck-Verlag], vierteljährlich 2,25 M) im Septemberheft (1932/33, Heft 6) mitzuteilen weiß, eine Wiener Tonfilm-Gesellschaft die verschiedensten Probleme nicht nur auf eine äußerst einfache, sondern auch ungewöhnlich naheliegende Weise gelöst hat. Nach diesem neuen Verfahren wird nämlich die Aufnahme nicht auf Zelluloid gemacht, sondern auf Papier gedruckt. In dem erwähnten Aufsatz der „Technik für Alle“ ist das Verfahren und seine Wirkungsweise in allen Einzelheiten genau und an Hand mehrerer Abbildungen beschrieben, wie ja überhaupt diese Monatsschrift ihre Aufgabe darin sieht, technische Probleme und ihre Lösungsmöglichkeiten auch dem nicht speziell technisch Vorgebildeten nahezubringen und zu erklären.

mit anderen abgelegten Kleidern. Er setzte ihn auf und steckte dafür die Mütze in die Tasche. Er wollte ihn natürlich weiterverkaufen. Aber das gefiel dem Zufall nicht. Er blies also einen Wind über New York, der dem Trödler den Hut entführte, weit durch die Straßen, bis in den Hafen hinunter. Hier verfang er sich in einem Knäuel alter Taut. Ein Steuermann las ihn auf, bürstete ihn glatt und verkaufte ihn einem Kohlentrimmer um eine Rolle Kautabak. Der Trimmer nahm ihn mit nach Deutschland. Als er an Land ging, setzte er ihn auf. Der Hut hatte ein neues Band bekommen und sah recht ordentlich aus. Hier traf der Trimmer Uhl Klaas und Nante Pietje. Sie hatten sich ein ganzes Jahr nicht gesehen. Also kam es zu achtzehn Runden Schnaps. Bei der neunzehnten fiel ihm der Hut vom Kopf. Eine alte Frau hob ihn auf und brachte ihn ihrem Sohn. Aber der trug ihn nie. Er war krank und starb übers Jahr. Die alte Frau hob den Hut noch lange auf, dann schenkte sie ihn ihrem Neffen. Jetzt war er wirklich nicht mehr schön. Der Neffe kam nach Berlin, um Arbeit zu suchen. Aber er fand keine. Er ließ sich die Sohlen durch und die Absätze krumm, aber er fand keine Arbeit. Frau und Kind warteten daheim umsonst auf Nachricht von ihm. Er hatte nicht einmal mehr das Geld, um sich eine Briefmarke zu kaufen. Den Hut trug er all die Zeit unverdrossen und gewann ihn lieb. Eines Nachts geriet er mit drei angeheiterten Kerlen in Streit und einer von ihnen schlug ihm den Hut vom Kopf, daß er viele Meter weit wegflieg. Da lief er dem Hute nach und hob ihn auf. „Das ist der Richtige!“ rief der Zufall, der gerade auf der Spitze des Funkturmes saß, denn hier gab es noch keine so hohen Wolkenkratzer wie in New York. Der Mann wußte nicht mehr, wo er diese Nacht schlafen sollte. Er irrte also in der bitteren De-

zemberkälte in den Straßen umher. Ein Schupobeamter nahm sich seiner an. So kam er in das Obdachlosenasyll. Am nächsten Morgen, als er die Schlafstelle verließ, sah er, daß sein Hut einen Riß bekommen hatte. Etwas Weißes schimmerte hindurch. Ein Stück Papier. Er zog es heraus. „... zahle gegen Vorweisung dieses bis zum 1. Januar 1932 den Betrag von ...“ — und hier folgte eine irrsinnig hohe Summe. Ein ausländischer Schreck. Der Mann glaubte an einen schlechten Scherz, aber er ging dennoch zur ersten Bank, die er zu Fuß erreichen konnte. Der Beamte musterte ihn mißtrauisch. Das Papier wanderte zum Direktor. Der Direktor geriet in helle Aufregung. Es wurde nach New York gekabelt. Der Mann mußte warten. Nach zwei Stunden kam der Direktor höchst persönlich zu dem Mann heraus, der zerlumpt und mit schiefgetretenen Absätzen in der Vorhalle saß. Er war eingeschlafen. Und während er schlief, wurde er ein reicher, ein sehr reicher Mann.

Der Zufall kam vorbei und lächelte.

Alexander von Sacher-Masoch

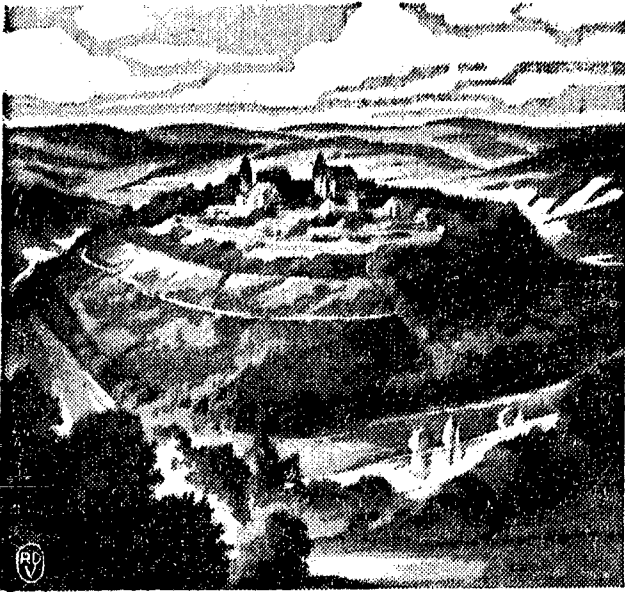
Gebratene Singvögel

Es ist wohl sehr wenig bekannt, daß von den Zugvögeln in jedem Jahre nur ein sehr kleiner Teil nach den altgewohnten Wäldern und Hecken zurückkehrt. Die große Reise nach dem Süden stellt ungeheure Anstrengungen an die Tiere, ver setzt sie in so viele Gefahren, daß auch unter natürlichen Verhältnissen dadurch ihrer übermäßigen Vermehrung vorgebeugt ist. Namentlich sind es die Wegelagerer unter den Vögeln, die Raubvögel selbst, die den kleineren gefiederten Gästen des Südens in den Tagen ihrer Wanderung unbarmherzig nach-

Die Eifel

ist eines der charaktervollsten Bergländer im Westen. In breitgelagerten Gruppen dehnen sich ihre Berge im weiten Winkel von Mosel und Rhein zu den Grenzen Belgiens und Luxemburgs hinüber. Die Hauptstrecke Köln-Trier durchschneidet sie und verschafft Anschluß an all die vielverzweigten Nebenbahnen, die in die Berge klettern.

Weite, Größe, Unberührtheit: das sind die Kennzeichen dieses Landes. Burgen, Klöster, alte Herrnsitze in weiten Wäldern, und über allem die seltsamen Spitzgipfel der erkalteten Vulkan-



Der „Hahn“ bei Kyllburg in der Eifel

berge, von Hochstraßen gesehen weite grüne Wellen eines Hochlandes, majestätischer Rhythmus einer in sich ruhenden großen Landschaft: das ist Eifelcharakter.

Wir können aber auch auf ältesten Straßen, auf Römerstraßen, heute noch von der Augusta Treverorum, der zweitausendjährigen Kaiserstadt Trier aus in die Eifel vordringen. Die Schnellzugstrecke folgt in dieser Richtung, nahe bei Trier von der Mosel abweigend, der Kyll hinauf in die Eifelberge. Als Ziel nimmt man dort am besten Kyllburg, das mittelalterliche Städtchen, das von der Bahnstrecke unten am Fließchen hinaufklettert zum Plateau des „Hahn“, eines merkwürdig runden Berges, der auf seinem Gipfelplateau Reste einer alten Burg und daneben den einzigartigen düsteren Eifeldom trägt.

stellen. Was soll man jedoch dazu sagen, daß sich ihnen auch menschliche Feinde der Singvögel beigesellen? Man wird erraten haben, worauf hier angespielt ist; auf den Schandfleck im Charakter des italienischen Volkes, einer Rasse, die sich sonst in Kultur und Gesittung hundertfältig ausgezeichnet hat, aber seit den Tagen der Antike niemals in ein menschliches Verhältnis zu den Tieren hat treten können. Man kann darüber streiten, ob Tierhatzen und Gladiatorenkämpfe jene ungeheure Verrohung mit sich gebracht haben, oder ob diese ihren Ursprung nicht vielmehr darin fanden, daß der Italiener zu wenig tierfreundlich ist. Tatsache ist, daß in Italien die über die Alpen wandernden Zugvögel seit Jahrhunderten unablässig verfolgt und gefangen werden, und leider machen hierin Nord- und Süditalien, die sich sonst so vorteilhaft voneinander unterscheiden, nur wenig Unterschied. Allerdings haben Neapel und Sizilien auch diesmal den Vorrang, daß dort das Würgegeschäft am großartigsten betrieben wird. Dort werden alljährlich Hunderttausende von Wachteln, Drosseln und Tauben getötet, in so systematischer und offiziell sanktionierter Weise, daß für die Vogeljäger in Feldkapellen eigener Gottesdienst zum besseren Gelingen der Jagd abgehalten wird. Die kleinen Sänger werden dort etwas mehr verschont, aus der einfachen Ursache, weil sie gar nicht mehr in so großen Mengen nach dem Süden gelangen. Zu Hunderttausenden werden sie nämlich bereits in den Südalpen gemordet. Das Paradies der Berge, der Lago Maggiore, brüstet sich, daß dort jährlich 60 000 Singvögel auf den Tisch kommen. Um Bergamo, Verona und die anderen großen Städte am Südrande der Alpen mögen es Millionen sein. Mit besonderer Vorliebe ißt der Italiener die Schwalben, Nachtigallen, Rotkehlchen, Gras-



„Freiheit“ fährt nach dem Klehnwörder

Montag morgen um 4 Uhr kam die letzte Nachtwache und weckte uns. Wir hatten des frühen Aufstehens halber gleich im Sitzungszimmer geschlafen. Willi Schmidt, Lampe, Hein Senff und Peter lagen auf den Dielen, Ehrhard Telge und ein Genosse von der Nachtwache drückten die Schreibtischplatten gerade. „Vierermannschaft aufstehen! Betten machen! Raus!“

Ja, hat sich was: „Raus.“ Der gestrige Umzug mit der Eisernen Front lag noch allen in den Gliedern. Der eine hatte noch nicht ausgeschlafen, der andere lag auf dem Hemdenzipfel und konnte daher nicht aufstehen, und Hein Senff hatte gerade von einem Löwen geträumt und haute mich beim Wecken aus voller Kraft auf die Nase.

Es dauerte nicht lange, da war alles im Paddelraum versammelt. Ein emsiges Treiben begann. Es wurde gepackt, geschnürt, geladen. Der Vierer, der still auf dem Wasser schaukelte, nahm alles auf. Er schluckte wie ein großer Fisch, was man ihm bot. Es war bestimmt nicht wenig, denn wenn Jungens auf große Fahrt gehen, dann fährt meistens ein großes Stück Mutterliebe mit. Heinz verstaubt allein sechs Glas Johannisbeeren von Mutttern in die Pflicht. Dann folgten ein großes Brot, mehrere Schlack-, Rot- und Bratwürste, Eier, Butter, Käse, Kocher, Topf und Tasse, Messer, Löffel und das Zelt und Decken. Ganz obendrauf thront „Sonny“. Der Vierer sackt mit jedem Mann tiefer ins Wasser. Der Steuermann steht auf dem Steg und peilt: „Na, jeht noch ein- rin oder nich?“

Aber 'n Steuermann muß nun einmal mit, ob noch Platz vorhanden oder nicht. Also besteigt er ganz ängstlich seine Sitzluke, und dann: „Mannschaft fertig? Los!“

Es ist 5 Uhr. Im Morgengrauen tischen wir die Elbe stromab. Singen? Ja, singen könn' wir nich. Die drei Jungens haben den Stimmwechsel, Ehrhard ist unmusikalisch, und der Steuermann hat Stimmritzenkrampf von vielen Prahlern gestern im Umzug. Also wird ein bißchen gequasselt, Witze erzählt und gelacht. Und als wir Magdeburg hinter uns hatten, erinnerten wir uns der Tatsache, daß wir unseren Kahn zu tief geladen, und bemerkten gleichzeitig ein Gefühl in unserer Magengegend, das man mit nüchtern und im ausgeprägteren Zustand mit Hunger bezeichnen kann. Wir verbanden das Praktische also mit dem Nützlichen, erleichterten den Proviant und stopften unsere Bäuche. Davon hatte das Boot keinen Vorteil. Mittlerweile hatten wir die Mikramag, die Zinkhütte, hinter uns, und der neue Elbabstiegskanal zog an uns vorbei. Mittags um 11 Uhr waren wir im Ihlekanal bei der Lindenwirtin. Nachdem wir zwei Stunden gerastet hatten, ging es weiter. Noch heute wollten wir unser Ziel erreichen. Mit dem Wind im Rücken

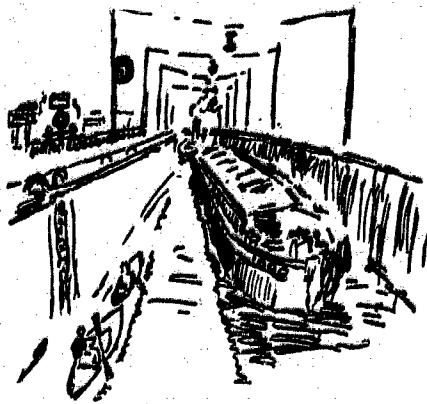
mücken, Bachstelzen; allerdings verschont er auch die Reiher, Möwen, selbst die Raubvögel nicht, die ihm einen geschätzten Sonntagsbraten liefern.

Infolge dieser grauenhaften Verwüstungen sind schon die südlichen Alpentale, wo Italiener wohnen, sehr arm an Vögeln. Tschudi erzählt, daß er auf vielwöchigen Wanderungen im Kanton Tessin nicht einen Sperling, nicht einmal eine Krähe oder Dohle bemerkt habe. Alle Vogelnester, die der Italiener erreichen kann, werden ausgenommen; mit Schlingen und Netzen den Singvögeln nachzustellen, gehört zu den größten Vergnügungen des Volkes im italienischen Teile der Schweiz und Tirols. Gesetze helfen hier wenig, so viele ihrer auch, namentlich in der Schweiz, erlassen wurden, und eine Besserung ist nicht zu erwarten angesichts einer Erscheinung, die deshalb im italienischen Volkscharakter begründet zu sein scheint, weil sie seit zwei Jahrtausenden unvermindert andauert.

Damit jedoch wir Nichtitaliener uns in moralischer Entrüstung nicht zu sehr überheben, berichtet uns auch die deutsche Kulturgeschichte vom feinen Leckerbissen der „Leipziger Lerchen“; das heißt es wurden in Leipzig schon im Jahre 1720 monatlich an 400 000 der singenden und jubelnden Lerchen verspeist. Karl Vogt, der berühmte Vorkämpfer des Materialismus, hat sogar diesem Lerchenfange warm das Wort geredet. „Trotz aller Humanität“, sagt er, „sind fette Leipziger Lerchen ein ausgezeichnete Leckerbissen, und man hat bis jetzt noch nicht gehört, daß die so fruchtbare Leipziger Ebene durch den Lerchenfang in ihrem Ertrag Schaden gelitten hat.“ Und damit zum Schluß Engländer und Franzosen auf den lerchenverzehrenden Deutschen nicht gar zu überheblich herabzublicken, möge unsre Betrachtung der alpinen Vögel mit einer

ging dies verhältnismäßig leicht. Hinter Genthin setzten wir zwei Segel und rauschten „haste was kannste“ bis zur großen Wusterwitzer Schleuse. Kaum waren wir da, senkte sich das Schleusentor und wir rutschten hinein. Noch 2 Kilometer, und wir waren im Wendsee.

Wir mußten uns tummeln. Der Abend zeigte sich an. Durch die Eisenbahnbrücke hindurch ging es zum Plauer See. Weit hinten, südöstlichen Kurs, tanzte die Leuchtboje. Rechts an ihr vorbei, ins dichte Schilf hinein, mußte die Landenge sein, welche uns den Weg zum Kiehnwärd abkürzen sollte. Wir hatten Glück.



Es senkte sich das Schleusentor

gewohnten Elbpiratenbelne. Aber es kam noch schlimmer, als wir den Vierer hinüberbalgten. Schwitzend und pustend vom schweren Transport, waren wir schon wieder im Gange, den nun in Sicht gelangenden Klehnwärd nach unseren Freunden abzusuchen.

Es war genau 8 Uhr, als wir an der Südspitze der Insel anliefen. Wir waren „fertig“. Kaputt und müde beschlossen wir, hier zu übernachten. Als wir mit dem Aufbau der Zelte beschäftigt waren, rauschten nicht weit von uns zwei Elner ans Land. Freund Kriese und Genosse Schernbeck begrüßten uns mit einem Indianergeheul, das jedem braven Sioux zur Ehre gereicht hätte. Dann ging das Erzählen los. Sie lagen schon seit Sonnabend auf der Insel und glühten vor Freude und Begeisterung. „Nun los, schlägt man eure Zelte wieder zusammen, wir liegen gerade gegenüber auf der Kanincheninsel.“ Aber mit uns war nichts mehr anzufangen. 100 Kilometer an einem Tage waren keine Kleinigkeit. Heißen Senff gab seinen Senf dazu: „Was, nochmal in'n Kahn? Kommt jar nich in Frage! So'n Bart könnt ihr kriegen. Jetzt wird erst mal abgekocht. Und dann leecht sich der Heinz uff die Backe.“



Ein Eimer rauschte heran. Am anderen Morgen fuhr der

Angabe aus Marschalls trefflichen „Neuen Spaziergängen eines Naturforschers“ beschlossen sein. Denn dort fand ich den interessanten Satz: „Von Brighton an der Südküste Englands gehen während der ganzen Saison täglich 12 bis 20 Körbe voll Lerchen und Singdrosseln, der Korb durchschnittlich 7 Kilogramm schwer, nach Paris, außerdem werden noch viele an Ort und Stelle und in der Nachbarschaft verzehrt.“ Dr. K. Francé

Humor in dieser Zeit?

Die Tage werden kürzer — der Sommer geht zur Neige. Nun denkt man auch wieder einmal daran, ein Buch zu kaufen und in seiner Freizeit zu lesen. Da sei hier noch einmal auf das „Lustige Buch“ des Verlages „Der Bücherkreis GmbH“, Berlin SW 61 (Preis 4,30 M) hingewiesen. Humor in dieser Zeit? Jawohl — und sogar erst recht! Warum — das soll uns die „Erklärung“ sagen, mit der diese Sammlung gesellschaftlicher Humoresken und Grotesken eingeleitet wird:

Vielleicht könnte von dem einen oder anderen die Frage gestellt werden: Ist es erlaubt, in einer wirtschaftlich wie politisch gleich krisenhaften Situation dem Schalksnarren Humor das Wort zu erteilen? Kann man überhaupt noch lachen, wenn Hunger und Verzweiflung die Stunde regieren? Ist also die Zeit danach angetan, um gerade jetzt das „Lustige Buch“ des Bücherkreises zu lesen?

Wir wollen die Frage getrost mit einem Ja beantworten. Und gleich hinzufügen: Humor ist stets und überall am Platze, vorausgesetzt, daß wirklicher Humor sein Licht leuchten läßt. Freilich muß man sich von dem Mißverständnis fernhalten, daß Ernst und Humor einen unversöhnlichen Gegensatz miteinander

Senioren-Vierer zum neuen Lagerplatz. Durch den Kiefernwald von Kiehnwärd aber zog eine Prozession. Die „Ferien-Vierermannschaft“ wurde feierlichst in die Ferienkolonie „Honolulu“ aufgenommen.

Die Ferienkolonie war ein Nest von acht Zelten, war von einer regelrechten Schilfpalisade umgeben, mit einem Stadttor aus Paddeln und einem wunderbaren Triumphbogen aus Vereins- und Bundeswimpel. Darüber große (broschur) „Ferienkolonie Honolulu“. Auch an sozialen Einrichtungen mangelte es hier nicht. Da war ein regelrechter Bürgermeister gewählt, da hing über der gemeinschaftlichen Müllkule ein Handfeger zum Reinigen der Zelte, sogar ein gemeinschaftlicher Aufenthaltsraum fehlte nicht. Die „Villa Friedlich“ faßte sämtliche 20 Einwohner. Sie bestand aus dick geflochtenen Schilfwänden — Jugend — Kanu-Vierer „Freiheit“ fährt“ usw.

und einem Dach aus zwei Zeltplanen. Zwei Türen führten ins Freie. Die eine zum Gemeindeplatz und die andere direkt nach Klein-London. Jawohl, Klein-London gab es bei uns auch. Das waren die beiden Zelte von Peter Bloch und Freund Schernbeck. Ein Besuch dieser beiden Zelte war stets mit großen Gefahren verbunden. Über ein Gewir von Löffeln, Messern, Tassen, Tellern, Töpfen, Rucksäcken stolperte man durch den Hinterhof, stieß mit den Zehen an Spirituskocher und hatte an jedem Hacken eine Eierschale kleben. Wenn man dann glücklich barfuß vor dem Zelt angekommen, rutschte man meistens noch auf einem Viertelpfund Schmalz aus, um in einem eleganten Bogen mit der Nase in der Pfefferdose zu landen. Also ich glaube, daß ich hiermit so ungefähr die Benamung Klein-Londons gedeutet habe. Unser Bürgermeister mußte die Bösewichte darum des öftern zur Ordnung und Sauberkeit anhalten. Jedoch nur mit dem Erfolg, daß sie auf Rache sann.

Eines Morgens, man schlief noch, war draußen Tumult: „Nu kuckt mal, das will nu 'n Bürgermeester sinn, Sonne Murkelei vor de Düre.“

Wir natürlich alle raus. Was war's? Vor des Bürgermeisters Haus waren über Nacht sonderbare Pilze gewachsen. Auf kleinen Stöcken thronten eine Menge leerer Eierschalen, und darüber freuten sich unsere Lausbuben. Unser Bürgermeister mußte die Dinge eigenhändig entfernen.

So verging ein Tag nach dem anderen. Jeden Tag Lachen, Frohsinn und Freude. Die Sonne schien, manchmal auch nicht, und dann saßen wir „frohe Runde“ zusammen in „Villa Friedlich“. Meist fanden wir uns noch spät abends nach gemeinsamem Spaziergang in dieser Runde wieder. Die Laute klang und eine Mandoline summete schöne Melodien. Morgens in aller Frühe zogen unsere Angler den Gestaden des Plauer Sees zu. Und wenn wir anderen noch herzlich schnarchend in der Koje lagen, dann saß unter anderen unser Fritze Jahn, mit einem Regenschirm bewaffnet, die Angelstange in der Hand und angelte. Da konnte es dann regnen, Fritze saß und angelte. Und grübelte. Er dichtete nämlich ein Lied, und des Abends fragte man: „Na, Fritze, haste die fehlende Strophe?“

So verfloßen die Tage in schönster Harmonie. Leider, leider schlug am Sonnabend die Trennungsstunde. Über dem See lag dichter Nebel. Wir mußten uns buchstäblich nach dem Winde richten. Die Wellen zeigten uns deutlich seine Richtung an. Wir sahen nur Wasser, nichts als Wasser. Der Nebel lag dicht. Es

bildeten. Gewiß, der Gegensatz ist da, der Gegensatz in der Form. Im übrigen sind beide nur Mittel zum gleichen Zweck. Sie sind gleichsam zwei Spiegel, in denen wir das mehr oder weniger getreue Abbild des Lebens erblicken. Wir sehen in beiden Fällen das gleiche Bild: die menschliche Gesellschaft mit ihren Schwächen, Unzulänglichkeiten, Erbarmlichkeiten. Den gleichen Gegenstand betrachten wir bald mit einem nassen, bald mit einem heiteren Auge.

Kann man nicht etwa die Bürgerkanaille, die von gestern und heute, auf die verschiedenste Manier zur Darstellung bringen? Um ein Beispiel zu wählen: Der Pinselstrich eines Daumers ist vielleicht — sagen wir — um etliche Grade humorvoller als der eines George Grosz, und dennoch erscheint der französische Meister im Angriff auf die herrschenden Klassen noch rücksichtsloser, unnachgiebiger und — revolutionärer als der deutsche Künstler. Auf den Angriff allein kommt es an. Und mit der Waffe des Humors kann man — wie gesagt — tödliche Schläge versetzen. Die Hauptsache bleibt, daß wir den Feind an seiner Achillesferse treffen. Dann wollen wir lachen — ohne Gnade und Barmherzigkeit. Und indem wir über die heutige Gesellschaft lachen, sollen wir daran denken, daß wir selbst auch noch mit allerlei Schwächen behaftet sind, die für Scherz, Ironie, Satire und noch manche andere Arten von Humor genügende Angriffsflächen bieten. Vergessen wir also nicht, in den eigenen Spiegel zu blicken!

Denn wehe einer Zeit, wehe einer Gesellschaft, wehe auch einer Partei, die nicht die Kraft aufbringt, das eigene Antlitz im Spiegel der Karikatur wahrzunehmen!

Wie wollten wir den Gegner anklagen, wenn wir nicht imstande wären, über die eigenen Schwächen zu lachen!

regnete leise. Auf einem Umweg, doch sicher, fanden wir uns im Fahrweg der Schifffahrt wieder. Nun brauchten wir uns nur nach den Bojen und Tonnen zu richten. Im Zickzackkurs ging es den Schifffahrtsweg entlang. Um 9 Uhr herum legte sich der Nebel und ein leichter Wind blies uns in den Rücken. Nachmittags um drei waren wir in Burg. Von Burg Abfahrt Sonntag früh um 6 Uhr. Die Elbe hat Hochwasser, und wir schonten unsere Kräfte so viel wie möglich. Es regnet und der Himmel zeigt nicht die geringste Neigung, diesen Zustand irgendwie zu ändern. Wir paddeln unentwegt. Magdeburg taucht in der Ferne auf, und als der Prester Kirchturm zwei schlägt, machen wir am heimatischen Steg Landfest.

Wir haben unsere Ferienfahrt hinter uns. Unser Vierer „Freiheit“ hat wieder dazu geholfen, daß frohe Jugend eine frohe Freizeit verleiht hat. Bei all den schönen Erinnerungen wollen wir des Mannes gedenken, der uns „den Gedanken eines Kanu-Vierers hat verwirklichen helfen. Wir wissen, daß unser zweiter Vierer einmal „Genosse Belms“ heißen wird.

E. Lampe, Magdeburg

Ehrenkreuz und — Beil!

Die Erziehung treibt bei den Nazis seltsame Früchte. Man braucht sich gar nicht zu wundern, daß aus ihren Reihen Mörder kommen; denn eine Verantwortung vor dem jungen Zeitgeschlecht kennen jene Herrschaften scheinbar nicht. Worüber jene Leute sprechen und schreiben dürfen, das spottet jeder Beschreibung. Wir wollen für das geistige Schaffen keinen Maulkorb, was aber bei den Nazis betrieben wird, das ist blutige Hetze gegen andersdenkende Menschen.

Würden wir so loslegen, wären wir schon alle erbarmungslos unter das Fallbeil geschleppt, aber für jene Herren Volksverhetzer und Phraseologen ist scheinbar alles erlaubt. Man lese nur, was das „Kampforgan der Hitlerjugend“ für den Gau Südhannover-Braunschweig am 1. September über das Urteil und die Beuthener Mörder fabrizieren durfte; denn dort heißt es hochtrabend:

„Und dann kam der Tag, an dem sich die deutsche Jugend nicht mehr halten ließ in ihrem Grimm, kam der Tag, an dem deutsches Blut hochwallte und junge Fäuste zum Messer griffen, um die zu rächen, die man ungesühnt in die Gräber legte. Ein Provokateur an der deutschen Freiheit wurde erschlagen, von deutschen Jungen erschlagen, und wir, Deutschlands Jugend, stellen uns geschlossen hinter unsere Kameraden.

Wehe euch, ihr Anstifter dieses Bluturteils, ihr Totengräber der deutschen Freiheit. Wenn ihr das Blut unserer Kameraden vergießt, dann komme es über euch. Dann wird ein Sturmwind der Empörung über Deutschland rasen und wird alles hinwegfegen, was faul und morsch ist, wird den Staat verschwinden lassen, in dem asiatisches Untermenschentum ungestraft morden darf, während deutsche Männer, die sich dagegen wehren, daß man sie abschlachtet wie tolle Hunde, zum Tode verurteilt werden. Grenzenloser Haß sitzt in uns, und dieser Haß wird sich eines Tages entladen. Jetzt wird er gebannt durch die Liebe zu den Kameraden, die hinter Gittern hocken... Zum Tode verurteilt...“

Aber dann, wenn diese Kameraden nicht mehr sind, wenn sie dem Beil des Henkers zum Opfer gefallen sind? Dann werden wir unsere Sturmriemen fester binden und unsere Sturmfnahnen hintragen von dem Gefängnis in Beuthen zu den Ministern in Berlin; und auf den Gräbern der gemordeten Kameraden werden wir das Dritte Reich aufbauen. Und dann wird ein deutscher Gerichtshof zusammentreten, und wir richten über all die Verbrechen, die vom 9. November 1918 ab am deutschen Volke begangen sind, wir richten, hart und klar, und jedes Verbrechen wird Sühne finden... gerechte Sühne... einem jeden wird sein Teil, dem einen wird das Ehrenkreuz, dem andern, wird das... Beil!“

So wird der feige Mord: fünf gegen einen, entschuldigt! Man fordert mit „Sturmfnahnen zum Marsch auf Berlin“ auf. Die ändern nennt man Mörder, aber ihre Bestien sind Kameraden, „deutsche Jungen“. Das Beil soll fallen, Blut in Strömen fließen, das ist das „Dritte Reich“. Solche Hetze darf in Deutschland ungestraft niedergeschrieben werden. Für die Nazimörder das Ehrenkreuz, aber für alle andern Deutschen das Beil: Seht sie euch an, damit ihr sie und ihr Tun erkennt.

Beatus

Er redt mit de Händ

„Und Hitlers Händel! — — — Beschwörend, abweisend, drohend zur Faust gehalt, dann wieder flach ausgestreckt, in eleganter Geste schwierige Übergänge schwebend vermittelnd, um endlich in zusammenfassender Gebärde hochgehoben die alles kuppelartig überwölbende Schlußsteigerung zu formen — ein einzigartiger, unvergeßlicher Anblick!“ (Leitartikel des „Völkischen Beobachters“, Nr. 156.)



Schatzkästlein des Wissens

Mehr Männer als Frauen. Bekanntlich überwiegt fast in allen Ländern das weibliche Geschlecht in der Bevölkerungszahl. Als James Cook im Jahre 1774 die 117 Quadratkilometer umfassende Osterinsel im Stillen Ozean besuchte, fand er ungefähr 700 Menschen auf ihr vor. Auffallend ist es, daß, mit der eingangs erwähnten Erfahrung in Widerspruch stehend, unter diesen 700 Personen bloß 30 Frauen und Mädchen waren.

Verbotener Weingenuß. Im alten Rom gab es eine Zeit, in der das Weintrinken bloß Männern, welche über 30 Jahre alt waren, erlaubt war. Frauen war der Weingenuß besonders streng verboten. Ein gewisser Egnatius Mecennius tötete sogar seine Ehefrau, als er erfuhr, daß sie Wein getrunken habe. Plinius überliefert, daß eine römische Dame aus dem gleichen Grunde ihrer Mitgift für verlustig erklärt wurde. Cato meint, dem römischen Manne wurde das Recht, seine weiblichen Verwandten küssen zu dürfen, nur aus dem Grunde eingeräumt, um leichter kontrollieren zu können, ob sie dem Weingenuße ergeben seien.

Der Stab als deutsches Rechtsinnbild. Bei den alten Deutschen hielt der Gerichtsvorsitzende als Zeichen seiner Würde stets einen Stab in der rechten Hand. Mit diesem gab er die Zeichen zum Reden, Schweigen usw. Jeder Schwörende mußte vor dem Hersagen der Eidesformel den Stab mit den Fingern berühren, was man sich auf den Stab verpflichten ließ. Auch nach dem Urteil war der Gerichtete verpflichtet, wieder an den Stab zu greifen, um dabei zu geloben, dem Urteil getreu nachzukommen. Diese Gerichtsstäbe, aus denen die Marschallstäbe der Feldherren, der obersten Hofbeamten (Oberstabelmeister) und der Bischöfe hervorgingen, trugen verschiedenes Aussehen. Ein rot angestrichener, der nur bei Gerichten, bei denen die Todesstrafe zu erwarten oder nicht ausgeschlossen war, benützt wurde, hieß der Blutsstab.

Die Henne bei den Heiratsbräuchen unserer Vorfahren. Wenn in alten Zeiten in Franken ein Eheverlöbniß stattfand, so versammelte sich gewöhnlich die gesamte Verwandtschaft im Hause der Braut. Sobald der Heiratsbrief zu Papier gebracht war, trat ein Bursche mit einer alten Henne unter dem Arm in einen Winkel des Zimmers und kneipte diese kräftig in den Kamm, so daß sie heftig kreischte. Dieses Gekreische bildete sozusagen den Schlußpunkt des Heiratsdokumentes, und die Aussichten auf einen glücklichen Eheverlauf waren desto günstiger, je heller und lauter die Henne geschrien hatte. Ein bildliches Bekenntnis der vollzogenen Ehe war bei den alten Deutschen die Gewohnheit, der jungen Gattin am Morgen nach der Hochzeitsnacht eine Henne als Geschenk zu überreichen.

Vögel mit unecht gefärbten Federn. Die zu den im tropischen Afrika beheimateten Pisang- oder Bananenfressern (Musophagidae) gehörigen Helmvögel (Corythair oder Turax) sind ein naturwissenschaftliches Phänomen. Ihre roten Flügelfedern sind nämlich sozusagen unecht gefärbt. Sie verlieren, in Wasser getaucht, die Farbe, so daß dieses wie eine Lösung roter Tinte aussieht. Merkwürdigerweise geht aber diese Eigenschaft verloren, wenn der Vogel tot ist. Dann bleibt die Farbe bestehen.

Die Kunst des Lackierens von Geräten, Kasten, Dosen, Büchsen, Schalen, Vasen usw. ist eine uralte chinesische Erfindung, die schon Jahrhunderte lang vor Christi Geburt bekannt war. Den für Lackarbeiten verwendeten Rohstoff liefert der Lackbaum (Rhus vernicifera), ein gefährliches Gewächs, denn seine Berührung oder das Einatmen seiner Ausdünstung ruft eine Vergiftung hervor. Haut- und Schleimhautentzündungen, Anschwellungen und Fieber sind ihre Symptome. Die Arbeitsweise der Lackkunst ist sehr schwierig und zeitraubend. In völlig staubfreier Luft (meist auf Segelschiffen) wird das Lackieren vorgenommen. Dreißig und mehr Schichten werden übereinander aufgetragen. Die vorhergehende Schicht muß stets völlig trocken sein, bevor die nächste aufgetragen werden kann. Infolge dieser zeitraubenden, mühsamen Herstellungsweise sind die guten Lackarbeiten außerordentlich teuer.

Blüten als Nahrungsmittel. Insbesondere in Zentralindien dienen die Blüten gewisser Bäume (Bassia latifolia und Bassia longifolia) ungeschacht ihres widerlichen Geruches als sehr beliebtes Volksnahrungsmittel. Der Botaniker Nicholls schätzt die Anzahl der Menschen, die sich regelmäßig mit diesen Blüten nähren, auf ungefähr 1½ Millionen. Es gibt Bäume, die mehr als 300 Kilogramm Blüten liefern, aus denen außerdem seit undenklichen Zeiten ein berauschendes Getränk hergestellt wird.

Werdet nicht Schmarotzer

Woher kommt es, daß ihr, die ihr unsere Ideen teilt, unsere Ansichten und Bestrebungen mit eurer Sympathie begleitet, daß ihr noch nicht eingeleichnete Mitglieder seid? O, ich kenne den altbekanntesten Grund Erscheinung wohl! Man klatscht Beifall, sympathisiert, aber man läßt gewähren und behält sich vor, an den Früchten der Bewegung teilzunehmen, die andere mit ihren Kräften erarbeitet haben werden! Ich frage aber auch: Ist das ein männliches, ist das eines Arbeiters würdiges Benehmen? — Welches ist der Unterschied zwischen einem Arbeiter und einem Schmarotzer, wenn nicht der, daß letzterer von fremder Arbeit leben und da ernten will, wo er nicht gesät hat? Euch also, die ihr nicht von fremder Arbeit leben wollt und da ernten, wo ihr nicht gesät, euch, die ihr mich mit Beifall und Akklamation begleitet, euch ermahne ich zur Einsicht!

Ferdinand Lassalle

Lohnt sich die Mitgliedschaft?

Wer von uns ist in dieser Notzeit nicht schon zu einem Rechenkünstler geworden, der seine Einnahmen und Ausgaben auf den Pfennig genau gegeneinander abwägt, aber immer wieder zu dem Ergebnis kommt, daß Einnahmen und Ausgaben nicht miteinander in Einklang zu bringen sind.

Bei der Aufstellung des uns wöchentlich zur Verfügung stehenden Geldes müssen wir auch unsere Verbandsbeiträge mit in Ansatz bringen, und mancher Kollege, der noch Vollbeiträge leistet, wird mit ihrer Höhe nicht einverstanden sein. Aber ich glaube, daß jedes Mitglied des DMV so viel Vertrauen zu Vorstand und Verbandstag hat, daß sie nicht mehr von ihm verlangen als nötig ist, um die Verbandsfinanzen in Ordnung zu halten.

Nun sollte sich aber jeder Kollege einmal sein Verbandsbuch zur Hand nehmen und eine Bilanz über das von ihm Geleistete und über das vom DMV Empfangene aufstellen. Ich glaube, daß manch einer zu einem erstaunlichen Ergebnis kommt, ein Ergebnis, das auch Nichtorganisierten zu Gemüte geführt zu werden verdient.

Bei der Musterung meines Verbandsbuches bin ich nun zu folgenden Zahlen gekommen: Im August des Jahres 1925 bin ich dem Verbands begetreten und habe bis Ende des Jahres 1931 337 Vollbeiträge I. Klasse geleistet, was einer Summe von 472,30 M gleichkommt.

Da ich Anfang 1932 ausgesteuert wurde, klebte ich keine Vollbeiträge mehr, sondern 40-Pf.-Marken. Ich klebe diese Marken, um nach Möglichkeit die Höchstgrenze in der später zu erwartenden Invalidenunterstützung erreichen zu können. Bis zum Oktober dieses Jahres habe ich nun 40 Beiträge dieser Art geleistet, was 16 M ausmacht. Mithin habe ich dem Verbands geleistet an Beiträgen von August 1925 bis Dezember 1931 $472,30 + 16 = 488,30$ M.

Dieses ist die eine Seite der Bilanz, die ahnweist, daß ich dem DMV in rund 7 Jahren meiner Mitgliedschaft 488,30 M zur Verfügung gestellt habe. Die andere Seite der Bilanz sieht folgendermaßen aus:

An Unterstützungen habe ich von unserem Verbands bezogen:

Streikunterstützung	343,— M
Krankheit 15 Tage	16,50 „
Arbeitslosenunterstützung 15 Wochen	99,— „
Insgesamt	458,50 M

Von diesen Unterstützungssummen gehen natürlich die Beiträge ab, die ich während der verschiedenen Unterstützungen bezahlt habe:

Streik 86 Tage	= 14 Vollbeiträge =	18,20 M
Krankheit 15 Tage	= 2 „	= 3,20 „
Alu 15 Wochen	= 15 „	= 24,— „
Insgesamt		45,40 M

Diese Summe muß ich natürlich von der Gesamtsumme der erhaltenen Unterstützungen abziehen, so daß ich netto 413,10 M vom Verbands in bar erhalten habe.

Diese ganze Berechnung nun auf eine kurze Formel gebracht, hat folgendes Aussehen:

In siebenjähriger Mitgliedschaft geleistet	488,30 M
„ „ „ empfangen	413,10 „

Dem DMV verblieben 75,20 M

Damit ist jedoch die Rechnung noch nicht zu Ende. Dem Verbands verblieben demnach 75,20 M. Sie stellen die Einzahlung für die später zu erwartende Invalidenunterstützung dar, worüber ich natürlich heute noch keine Abrechnung aufstellen kann.

Allein, selbst wenn ich keine Invalidenunterstützung bekomme, ja selbst wenn ich in bar weniger oder gar nichts von dem Verbands von den geleisteten Beiträgen herausbekommen hätte, die Mitgliedschaft hätte sich dennoch gelohnt. Denn der Verbands sieht doch, wie es in seinem Statut § 1,2 heißt, seine vornehmste Aufgabe darin, die materiellen Interessen seiner Mitglieder zu wahren und zu heben. Zu diesem Zweck ist der Verbands ununterbrochen tätig, verteilt er seine geldlichen Mittel bald auf diese, bald auf jene Gruppe der Metallarbeiter, damit sie ihre Lage verbessern können, wodurch auch die Lage der Gesamtheit der Metallarbeiter, einschließlich meiner, gehoben wird. Hätte ich also gar nichts in bar aus der Verbandskasse bekommen, ich hätte dennoch viel bekommen. Ich hätte durch meinen Beitrag Solidarität mit meinen Berufsgenossen gelebt, deren Gewinn auch mein Gewinn ist. Durch die Betätigung der Solidarität habe ich gleichzeitig an meinem materiellen und sonstigen Wohle gearbeitet. Die Mitgliedschaft hätte sich auf jeden Fall reichlich gelohnt.

Urban, Bremen

Die Jugend und die Arbeiterbewegung

Die Sozialistische Bildung bringt folgenden Auszug aus der in Lyon erscheinenden französischen Gewerkschaftszeitung „Le Semeur“ (Der Sämann), die sich mit dem Jugendproblem als Schicksalsproblem der Arbeiterbewegung befaßt:

„Wenn die Perspektive einer jungen Kämpfergeneration sich nicht bewährt, so ist unbedingt mit der unvermeidlichen Schwächung der Gewerkschaftsbewegung zu rechnen. Man muß daher schnell handeln und einen Teil unserer Zeit der Ausbildung der jungen Kräfte widmen. Man sagt: man lernt nicht kämpfen. Vielleicht, aber sogar eine ausgesprochene Kämpfernatur, die das notwendige Arsenal zur Selbstvervollkommnung nicht besitzt, läuft Gefahr, schließlich zu versagen. Wir haben bisher zu viel auf die Leidenschaft, auf den Enthusiasmus unserer Genossen gebaut. Es läßt sich zwar nicht bestreiten, daß dadurch auch viel Wertvolles geleistet wurde. Aber man darf nicht die Tätigkeit von gestern mit der von heute und von morgen gleichsetzen. Inzwischen hat sich das Unternehmertum gewandelt. Es ist viel mächtiger geworden und seine Ausrüstung hat stark zugenommen. Es gilt, mit dieser gewaltigen Entwicklung Schritt zu halten. Die Jugend muß in erster Linie zum Studium, zur Aktivität und Verantwortung aufgefordert und angespornt werden, damit die Gewerkschaftsbewegung im Interesse der Arbeiterklasse und des Wirtschaftsbaus mit Zuversicht der Zukunft entgegengeht.“

Arbeitslose Jugend in England

(IGB) In den vergangenen zwei Jahren waren in den Arbeitslosenregistern Großbritanniens zwischen 100 000 und 140 000 Jugendliche eingetragen. Jugendliche unter 16 Jahren werden in England von der Arbeitslosenversicherung nicht erfaßt, jene über 16 Jahre haben nur Anrecht auf Unterstützung, wenn sie in den zwei Jahren vor Erhebung des Anspruchs mindestens 30 Beiträge bezahlt haben. Bei einer Untersuchung des Arbeitsministeriums hat es sich herausgestellt, daß in der Gruppe der Jugendlichen von 16 Jahren 80 vH der Knaben und 70 vH der Mädchen versichert sind, nur 32 und 28 vH sind jedoch unterstützungsberechtigt. In der Altersklasse von 17 Jahren sind über 96 vH der Knaben und 92 vH der Mädchen versichert; 88 und 80 vH sind unterstützungsberechtigt. Der Hundertsatz der Arbeitslosen ist in der Klasse der 17jährigen doppelt so hoch wie in jener der 16jährigen (5 und 10 vH). Mehr als 15 vH der Knaben und 21 vH der Mädchen standen überhaupt noch nie in Beschäftigung. 67 vH der Knaben und 50 vH der Mädchen, die in Arbeit stehen, waren nach dem Verlassen der Schule nicht mehr als ein Monat arbeitslos. Nur 1 vH der Knaben und 2 vH der Mädchen sind seit ihrer letzten Beschäftigung 12 oder mehr Monate arbeitslos gewesen.

Streik im Arbeitsdienst

In Aachen haben etwa 500 Jungarbeiter auf allen Arbeitsstellen die Arbeit niedergelegt. Daraufhin sind sie sämtlich entlassen worden. Den Arbeitsdienstfreiwilligen würde das Mittagessen unentgeltlich von der Volksküche geliefert. Jetzt will die Stadt für 5 Tage 1,80 M für das Essen vom Lohn, der 10,80 M wöchentlich beträgt, abziehen. Über das Essen wird stark geklagt, ebenso über die Behandlung, die stark an die Zeiten des früheren Kasernenhofs erinnert. Die in Aachen beliebten Methoden sind geeignet, den freiwilligen Arbeitsdienst in Verruf zu bringen.

Deutschland, du miese Kaserne



So sehen Deutschlands aufbauwilligen Kräfte und ihre Werke für die Zukunft aus



Schloß im Mond

Ein Paramount-Tonfilm

Es war einmal ein armes Schneiderlein. Zu dem kam der Neffe eines reichen Grafen und bestellte sehr viele Anzüge, die er nicht abholte und bezahlte. Da das Schneiderlein aber sein Geld brauchte, fuhr es kurzentschlossen ins Mondschoß, um die Rechnung zu kassieren. Das war dem Neffen des Grafen sehr unangenehm, und darum stellte er den Schneider als seinen Freund, „Baron de Courtelin“, vor. Und weil der „Baron de Courtelin“ Leben und Bewegung ins Schloß brachte, wurde er allseits geliebt. Er machte sich allerdings daraus herzlich wenig, im Gegenteil, er verulkte die Grafen und Barone und interessierte sich nur für die schöne Prinzessin. Als die vornehmen Leute auf dem Mondschoß erfuhren, daß der „Baron de Courtelin“ in Wirklichkeit ein armes Schneiderlein war, da waren sie gleich weniger lebenswürdig und nett zu ihm; er mußte das Schloß verlassen. Doch die Prinzessin blieb ihm treu, sie ritt ihm mit Windeseile nach und wurde seine Frau.

Oh, Herr Regisseur (Rouben Mamoulian), ganz ohne Kitsch geht es wohl nicht? Zum Teufel mit dem amerikanischen Optimismus! Dornröschen hätte niemals Frau Schneider werden dürfen.

Eigentlich ist der Film ein Nichts, aber sagen wir ein holdes Nichts. Er steckt voll entzückendster Einfälle, er bringt sympathischsten Unsinn, er ist bezaubernd gemütvoll: eine Jagd ist aus, weil der „Baron de Courtelin“ sich mit dem Hirsch angefreundet hat. Die Pferde müssen auf Zehenspitzen davontreiben, um das schlafende Tier nicht zu stören. Ist das nicht reizend? Ausgezeichnet die Darstellung. Ausgezeichnet auch Musik und Photographie. An der Leichtigkeit und Beschwingtheit dieses Filmwerks kann man wirklich Freude haben.

Verhaftung um Mitternacht

Ein Paramount-Tonfilm

Sie sind Zwillingbrüder, aber führen ein sehr unterschiedliches Dasein: der eine lebt in Reichtum und Bequemlichkeit, der andere muß hungern und darben. Der reiche Bruder hat den armen um das Erbe betrogen. Als er nun eines Tages zu seinem vornehmen Bruder geht, da kriegt der Reiche einen Herzschlag und fällt tot zur Erde. Der arme Bruder vertauscht rasch die Kleider, um als der andere angesehen zu werden. Die Täuschung

glückt ihm nur leidlich, weil ihm die Lebensweise des Verstorbenen nicht bekannt ist. Er läßt sich reizende Verlegenheiten und Ungeschicklichkeiten zuschulden kommen, aber sein armer Freund aus Notzeiten steht ihm auch jetzt treu zur Seite. Eine sensationelle Flucht stellt sich als unnötig heraus. Zum Schluß kriegt er natürlich die Frau, die er haben wollte.

Besonders hervorgehoben sei, daß die Nachsynchronisierung in deutscher Sprache diesmal gut ist. Das Deutsch der Amerikaner klingt vielleicht manchmal zu formvollendet, aber man glaubt, es kommt aus ihrem Munde. Lothar Mendes hat lustige Regleefälle. Das Publikum lacht gern, und hier wird ihm dazu reichlich Gelegenheit gegeben. Es wird kein tiefgründiges Problem behandelt, aber man ist ja so bescheiden geworden und freut sich schon, wenn man mal keinen hetzerischen Soldatenfilm sieht.

Das Mädel vom Montparnasse

Ein Deutscher Lichtspiel-Syndikat-Film

Pariser Künstlerwelt vom Montparnasse und vom Montmartre: leerer Magen und doch vernügt; Lachen und Weinen; Trübsal und Freude, alles bunt durcheinander. Und der Herr Papa benimmt sich, wie sich eben ein anständiger Kerl zu benehmen hat. Als er erfährt, daß das hübsche arme Mädel die Freundin seines Sohnes ist, da läßt er sie ungeschoren und hat auch gegen eine Heirat nichts mehr einzuwenden. Alles ist, wie man so sagt, in Butter.

Hans Schwarz führt die Regie. Die Nebenrollen sind zum Teil mit guten schauspielerischen Kräften besetzt. Es werden einige flotte Lieder gesungen, aber es bleibt doch ein leeres Gefühl. Man hat mehr erwartet und wird unbefriedigt wieder nach Hause geschickt.

Auf etwas soll noch hingewiesen werden, was immer wieder auffällt: die armen Leute im Film sehen so elegant und vornehm aus. Man glaubt ihnen ihre Not nicht. Sie haben von dem Elend der Arbeiterklasse einfach keine Ahnung. Ich behaupte sogar, daß die Filmgewaltigen die wirkliche Armut gar nicht zeigen wollen. Sie müßten sich schämen, wenn sie zugeben wollten, daß neben ihrem Wohlstand und Glanz solch furchtbares Elend besteht.

i				
	i			
		i		
			i	
				i

Füllrätsel

1. Kleines Raubtier;
2. Flüssigkeit zum Schreiben;
3. Stoffart;
4. Tonkunst;
5. die zweitgrößte der Großen Antillen.

f							
r	o						
e	i	d					
i	d	e	e				
h	a	g	e	l			
e	r	f	f	u	r	t	
i	r	m	g	a	r	d	
t	a	r	l	a	t	a	n

Auflösung des Treppenrätsels aus Nr. 43:

Vom Vorstand

Telegrammanschrift: Metallvorstand Berlin
Fernsprecher: Dönhoff 67 50 — 67 53

Mit Sonntag, dem 30. Oktober, ist der 45. Wochenbeitrag für die Zeit vom 30. Oktober bis 5. November 1932 fällig.

Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148

Der Vorstandsvorsitzende